

zen und lässt die Unterschiede zwischen den Konfessionen verwischen, was laut Greschat allerdings daran liegt, dass die Deutungsmuster über Nationen und Konfessionen hinweg ähnlich und über die Zeit hinweg stabil gewesen seien. Dabei war den Konfessionen nicht nur ihre Bereitschaft zur Instrumentalisierung für den Krieg gemein – „selten gegen ihren Willen, halb freiwillig zumeist, halb gedrängt – doch in aller Regel dann lautstark applaudierend“ (S. 48) –, gemeinsam war auch die nachlassende Bindekraft ihrer Aussagen, da es ihnen nicht gelang, Wirkung gegen die Grausamkeiten des Krieges zu entfalten. Sicher, die Koalition zwischen Christentum und Nationalismus „feierte regelrechte Triumphe“ (S. 11), und zwar überall, aber wie Greschats feinfühlig und kompetente Darstellung der russischen Orthodoxie zeigt, gab es doch markante Unterschiede in der Stellung der einzelnen Konfessionen im und zum Krieg.

Regensburg

Johann Kirchinger

*Antonia Leugers (Hg.), Zwischen Revolutionschock und Schulddebatte. Münchner Katholizismus und Protestantismus im 20. Jahrhundert (=theologie.geschichte Beiheft 7), Saarbrücken (universaar) 2013, kt., 313 S., ISBN 978-3-86223-059-4.*

Der Sammelband vereinigt Beiträge zum Münchener Katholizismus und Protestantismus, die den Zeitraum von den revolutionären Ereignissen 1918/19 bis zur Aufarbeitung und Erinnerungsgeschichte der Rolle im III. Reich nach 1945 umfassen. München war ja nicht nur Schauplatz der Revolution in Bayern und deren Niederschlagung 1918/19, sondern auch Sitz der Nuntiatur bis 1934; es bot als Sammelbecken rechter Bewegungen und Gruppen auch jenes Milieu, aus dem sich die NSDAP in ihrer Frühzeit formierte. Der dortige Mehrheitskatholizismus hat Milieustrukturen vergleichsweise spät oder unvollständig ausgebildet.

Nach einem Einleitungskapitel der Herausgeberin, das die Spezifika der konfessionellen Münchener Situation skizziert, untersucht *Angela Hermann* erstmals vergleichend, wie sich die revolutionären Ereignisse 1918/19 in den Gesandtschaftsberichten der Vertreter auswärtiger Mächte spiegeln. In München unterhielten außer dem Hl. Stuhl auch Preußen, Österreich-Ungarn, Baden, Württemberg und Sachsen diplomatische Vertretungen. Obwohl die Gesandten meist einen aristokratischen Hintergrund hatten und von der ganzen Formung dem alten Regierungssystem verhaftet waren, fiel die Berichterstattung über die No-

vemberrevolution, die man vorher schon kommen sah, doch zunächst eher pragmatisch und sachlich aus. Eine Sonderrolle nahm hier Nuntius Pacelli ein: Er vermittelte grundsätzlich Kontakte zur Regierung Eisner. Auch bei den Vertretern der Staaten wich die anfängliche Zurückhaltung diesem gegenüber aber bald offener Abneigung: Eisner sei angeblich ein galizischer Jude und volksfremd. Gesteigert wurden diese Stereotype durch regelrechte „infame Behauptungen“ über ihn durch Pacelli (S. 44); überall scheint die Realitätswahrnehmung durch stark negative Projektionen verzerrt gewesen zu sein, ganz besonders natürlich während der beiden kurzzeitigen Räterepubliken im April 1919. Der Bericht Pacellis reproduzierten hier „antisemitische Stereotype ... in einer unvergleichlichen Schärfe“ (S. 55). *Antonia Leugers* analysiert die Deutung der Ereignisse 1918/19 im Tagebuch Erzbischof Faulhabers, für den die Nacht auf den 8. November 1918 die „schrecklichste“ seines Lebens gewesen ist. Die Narren jubeln, eine ganze Gesellschaft sei „meineidig“ geworden, Faulhaber ging daran, die Personalakten seiner Priester zu purgieren. Bedrohungsängste und Vorurteile ließen ihn glauben, Eisner mache sich nunmehr daran, nach dem Thron nun die Altäre zu stürzen; auf reale Tatsachen konnten sich diese Aversionen nicht stützen. Der BVP-Wahlkampf schürte dann Anfang 1919 ähnliche Ängste, um die Bevölkerung zu mobilisieren. Rupert Mayer fragte damals an, ob Bauernbündlern und MSPD-Wählern die Lossprechung bei der Beichte verweigert werden solle. Bei der Ermordung Eisners lehnte Faulhaber eine Stellungnahme ebenso ab wie die herkömmliche Trauerbeflagung und das Trauergeleit. Dessen Mörder Graf Arco verklärte er später gegenüber der amerikanischen Militärregierung als volksverbundenen radikalen Nazi-Gegner (S. 88). Die Verbrechen der Revolutionäre wurden für Faulhaber überbetont, die der Konterrevolutionäre, die wohl deutlich mehr Blut vergossen haben, hingegen heruntergespielt und im Interesse der Wiederherstellung der „Ordnung“ verharmlost (S. 106–114). Pfarrhäuser und Klöster dienten den Konterrevolutionären als Munitionslager mit seiner Billigung. Immer wieder findet sich in den Tagebüchern Faulhabers ein penetranter Antisemitismus (S. 89 f., 93–99 u.ö.), wobei aber auch der inzwischen seliggesprochene Rupert Mayer meinte, die rote Fahne gehöre an die Synagoge. Die Lektüre dieser auch später immer wiederkehrenden Äußerungen des Kardinals ist bedrückend. Gewiss war Faulhaber im November 1923 auf Bitten Stresemanns für

das Lebensrecht der Juden eingetreten und hatte 1933 dann in den Adventspredigten das Alte Testament als integralen Bestandteil der christlichen Bibel bezeichnet. Immer war dies aber eingebettet in die theologische Substitutions- und Verstocktheisthese, in die Anschauung, dass der jüdische Wirtschaftseinfluss zu beschneiden sei, ja auch, dass die Ausweisung und Deportation der Ostjuden angeraten sei. Auch im späteren Rekurs auf die Revolution flossen für Faulhaber Judentum, Bolschewismus, tierisches Barbarentum und Gottlosigkeit ineinander. Dies führte zu einer verzerrenden Ungleichgewichtung bei der Bewertung von Blutvergießen, je nachdem ob es rote oder weiße Truppen 1919 verübt hatten. Noch nach 1945 weigerte sich Faulhaber gegen erneut zunehmenden Antisemitismus Stellung zu beziehen. *Axel Töllner* untersucht in seinen Beiträgen den Rekurs auf die Revolutionsereignisse nach dem I. Weltkrieg in den beiden evangelischen Kirchenzeitungen für das Dekanat München, die von Hilmar Schaudig (1876–1944) als Schriftleiter geprägt waren, dem „Kirchenboten“ und dem „Evangelischen Gemeindeblatt“. Schaudig und Mitstreiter wie Wilhelm Freiherr von Pechmann (1859–1948) sahen die Ereignisse vor allem unter der Kategorie des „Treuebruchs“ und Strafe für die „Vergnügungssucht“ und „Zuchtlosigkeit“ und verkärten die Zeit unter der Monarchie im Gegensatz zur Gegenwart. So bezog man eindeutig Stellung gegen die Regierung Hoffmann und deren Schulgesetze und auch im Kampf gegen die Räterepublik. Ähnlich wie bei Faulhaber wurden die Revolutionäre durch Stereotype verzeichnet, die Verbrechen der Gegenrevolutionäre hingegen verharmlost. So präferierte man im Münchener Protestantismus gegenüber der Demokratie eine autoritär-monarchische Staatsform, was freilich nicht unbedingt dann eine Bejahung des Nationalsozialismus zur Folge hatte.

Den Katholizismus, repräsentiert v.a. durch Faulhaber, und seine Haltung zu Krieg, Frieden und Pazifismus in der Zwischenkriegszeit analysiert *Antonia Leugers* in ihrem mit „Kriegsfriedensdiskursen“ überschriebenen Beitrag näher. Am Katholikentag 1922 erklärte er zwar, Katholiken wollten den Frieden, erklärte es aber zugleich als nationale Schmach, dass an Rhein und Ruhr Muslime und Heiden in den Besatzungsarmeen der Franzosen seien, die für den Erzbischof die Zivilisation ja nicht hüten könnten. Friedens- und Versöhnungswille mischten sich mit der Überzeugung, Versailles sei ein zu revidierender, ungerechter Gewaltfriede und auch die Revolution 1918/19 sei unorga-

nisch und gewaltsam über das Volk gekommen. Im Februar 1932 hielt er in St. Bonifaz eine Ansprache über eine „neue Kriegsmoral“: Sie stütze sich auf ein im Vorfeld erstelltes Gutachten des Jesuiten Constantin Noppel, nach dem zwar die Lehre vom gerechten Krieg fortgelte, der Fortschritt in der Waffentechnik einen solchen aber immer mehr unmöglich mache, da diese beide Seiten unverhältnismäßig zu schädigen drohe. Dieser moderate Pazifismus wurde auch von Maria de la Paz de Bourbón unterstützt, die seit 1883 mit dem Wittelsbacher Ludwig Ferdinand verheiratet war; zum „Friedensbund deutscher Katholiken“ pflegte der Kardinal dennoch eine unübersehbare Distanz; ihn ließ er nach 1933 fallen, um seine Friedenshoffnung nunmehr, so die Verfasserin, auf Hitler als „Friedensbringer“ und „Friedenssicherer“ (vgl. S. 183–186) zu konzentrieren. Dem entsprach die Verteidigung Papens und der „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Deutscher“ in der Münchener Kirchenzeitung, aber auch, dass er die Volksabstimmung vom 12.11.1933 als Entscheidung für den Frieden positiv rechtfertigte. Nationale Ehre, Abwehr eines ungerechten Friedens und des Bolschewismus: solche Kriegsmotive waren eben auch für Faulhaber akzeptabel. *Axel Töllner* beschreibt die Reaktion des evangelischen München auf das Agieren von Mathilde und Erich Ludendorff. Erich, zunächst Vertreter eines konservativen Nationalprotestantismus, lernte in München seine Frau kennen, die als eine der ersten Frauen in Deutschland Medizin, v.a. bei Emil Kraepelin, studiert hatte, und bereits 1904 aus der Kirche ausgetreten war. Ihre szientifistisch-eklektische Ideologie ließ sie zu einer Vertreterin einer kirchenfeindlichen, völkischen deutschen Gläubigkeit werden. Bis zu Erichs Kirchenaustritt 1927 blieb er in protestantischen Kreisen hochgeschätzt. Immer mehr sah der ehemalige General auch seine Kirche als Protagonisten übernationaler deutschfeindlicher Verschwörungen an. 1932/1933 setzten sich deshalb die Münchener Pfarrer Heinrich Hauck und Eduard Putz mit ihm kritisch in Schriften auseinander, die auch von der Kirchenleitung empfohlen wurden. Das Werk Mathildes „Erlösung von Jesus Christus“ wurde als unwissenschaftlich abgelehnt, der völkische „Tannenbergbund“ massiv kritisiert; sich selbst empfahl man, auch gegenüber dem Nationalsozialismus, angesichts dieser kruden wissenschaftsgläubigen („Jüdisch“-„pantheistischen“) völkischen Ersatzreligion, die nichts als „umgedrehter Bolschewismus“ sei, als den wahren und natürlichen Verbündeten. An den Diskursen um fünf Theaterstücke in München erhellt Flo-

rian Mayer das sich wandelnde Verhältnis zwischen christlicher Religion und Nationalsozialismus. Die konservativ-antibolschewistische „Theatergemeinde“ wurde 1933 gleichgeschaltet. Im Stück „Schlageter“ von Hanns Johst fiel der Brückenschlag zur NS-Dramatik leicht, da dieser auch als pflichtbewusst-katholischer CVler geehrt werden konnte. Das Stück „Alle gegen Einen, Einer für Alle“ des neuen Staatsschauspielintendanten Friedrich Forster-Burggraf ehrte die „Helden und Opfer“ des Putschs von 1923 in der schwedischen Erhebung des Jahres 1523, indem es die Sprache des christlichen Theaters „in ein nationalistisches, völkisch-totalitäres Idiom“ umschiedete (S. 225). In der Gedenkfeier zum 450. Luther-Geburtstag im Prinzregententheater wurde Luther Exponent eines deutschen Glaubens. Erwin Guido Kolbenheyers Stück „Gregor und Heinrich“ sah bei der Erstaufführung 1940 im mittelalterlichen Stoff zwei Rassen miteinander im Streit liegen. Rolf Hochhuths „Stellvertreter“ kam schließlich in München 1964, 1987/88 (in Ottobrunn unter CSU- und Kardinals-Protesten) und schließlich 2012 im Volkstheater – wo Christian Stückls Inszenierung nun auf Akzeptanz stieß – zur Aufführung.

Dies führt zur Frage nach den Gedenktraditionen nach 1945. In Bezug auf den Katholizismus zeigt *Thomas Forstner*, wie in der Nachkriegszeit die Kirche sich selbst als unschuldige, verfolgte und widerständige Organisation sah, was vielfach auch akzeptiert wurde. Wichtigster Protagonist dieses „kirchlichen Opferdiskurses“ war nicht nur durch seine Publikationen Weihbischof Johannes Neuhäusler, selbst KZ-Häftling in Sachsenhausen und Dachau. Er zielte, so Forstner, wie die Kirche, freilich nicht auf Beseitigung des NS-Regimes, sondern auf die Wahrung kirchlicher Rechte und Ansprüche. Faulhaber und Neuhäusler zeigten ein enormes Engagement bei der Unterstützung und Reinwaschung von NS-Tätern. Als das eigene Geschichtsbild in den 1960er Jahren stärker in Frage gestellt wurde, entwickelten, so der Verf., Katholizismus und Konservatismus eine apologetische Schicksalsgemeinschaft, dem Zeitgeist stand man in massiver Abwehrhaltung gegenüber. Vereinnahmende Versuche, getaufte Judenchristen als katholische Märtyrer zu deuten, wurden ebenso kritisiert, wie ein viel zu weiter Martyriums- und Widerstandsbegriff als Strategie der Selbstentlastung. Schließlich analysiert *Björn Mensing* den Umgang der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern mit ihrer Rolle im III. Reich. Auch hier waren die ersten Jahrzehnte durch Selbststilisierung des angeblichen eigenen Widerstands geprägt, während

die wenigen Pfarrer, die tatsächlich wegen Widerstands Verfolgungen erfahren hatten, vielfach auf Anerkennung warten mussten. Dies ist zum Teil durch personelle Kontinuitäten und familiäre Loyalitäten bei den Mitarbeitern der Kirchenleitung zu erklären; erst Mitte der 1990er Jahre wandelten sich Selbst- und Geschichtsbild spürbar. Eine Schrittmacherfunktion nahm hier – gegen innerkirchliche und lokale Widerstände – die Gedenkstättenarbeit an der 1967 eingeweihten Dachauer Versöhnungskirche ein.

Theoretisch reflektiert werden in diesem Sammelband somit nicht nur neue Quellen erschlossen, sondern auch Diskurse und Geschichtsbilder analysiert und Entwicklungslinien herausgearbeitet. Kritische Maßstäbe werden gesetzt, die nicht mehr unterboten werden können. Das Münchener Erzbistum ist gerade im Vergleich zu anderen Bistümern mit der Zugänglichmachung der zeitgeschichtlichen Akten vorbildlich; an dieser Frage entscheidet sich ja die Glaubwürdigkeit der Kirche, nicht nur, was den Umgang mit ihrer Vergangenheit angeht. Zugleich ist zu hoffen, dass aus diesem Grund weitere zentrale Überlieferungsbestände wie der Nachlass Weihbischof Neuhäuslers der Forschung ebenfalls bald noch zugänglich gemacht werden.

Regensburg

Klaus Unterburger

*Bernard Barbiche/Christian Sorrel: La France et le Concile Vatican II. Actes du colloque de La Courneuve, Brüssel: Peter Lang 2013 (Diplomatique et Histoire 20), 264 S., ISBN 978-2-8757-4119-6.*

In der deutschsprachigen Konzilsforschung wird oft und zu Recht auf die herausragende Rolle hingewiesen, die französische (und französischsprachige) Bischöfe und Theologen für das II. Vatikanum gespielt haben. Dabei kann es, wie allgemein beim theologisch interessierten Blick über den Rhein, vorkommen, dass besonders diejenigen Aspekte französischen Kircheseins beachtet werden, die von Fragen der Situation des Christentums in Deutschland her Interesse wecken. Der deutsche Blick auf Frankreich ist deshalb mitunter etwas selektiv. Um es gleich vorweg zu sagen: auch dieser Band ist durchaus selektiv. Das allerdings gereicht ihm nicht zum Nachteil, da es bewusst und reflektiert erfolgt.

Während gerade auch im Hinblick auf Vorbereitung und Durchführung des Konzils aus deutscher Sicht gern die starke Beachtung mentalitäts- und sozialgeschichtlicher Faktoren durch die französische Geschichts-